

Von dem Chor der Oetenbacher-Kirche

Autor(en): **Rahn, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde = Indicateur d'antiquités suisses**

Band (Jahr): **1 (1869-1871)**

Heft 2-1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-154057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

so lässt sich der Fund, aus der Mitte des 14. Jahrhunderts herleiten, wozu auch alle übrigen Bracteaten passen.

Der einzige ältere mit P—E entweder von Peter Rich von Richenstein 1286—1296 oder Peter von Asphalten 1297—1306, ist auch der am meisten abgeschliffene sowie der mit 2 Kreuzen, was auf ein etwas höheres Alter schliessen lässt.

Aber der einzelne Bracteate mit dem Elephanten berechtigt zu der Annahme, dass er unmöglich von der Aebtissin Sibylla von Helfenstein aus der Frauen Abtei zu Zürich herrühren kann, da diese Aebtissin im Jahre 1487 starb, folglich der Bracteate fast anderthalb Jahrhundert jünger, als die andern Bracteaten aus dem Funde wäre. Wir haben, wie mein Freund Herr Dr. H. Meier selbst schreibt, kein Beispiel, dass andere Aebtissinnen von Zürich mit ihrem Familienwappen münzen liessen. Wir sind daher froh, die fromme Frau von einer solchen Eitelkeit freisprechen zu können, und weisen indessen diesen Bracteaten der Familie von Helfenstein zu, und glauben dass auch er wie die andern in der Mitte des 14. Jahrhunderts geprägt wurde.

Mit diesen Bracteaten fand sich ein Frauengürtel vor, von schöner Arbeit mit Silber vergoldeten Löwen in schönem heraldischem Styl, und mit emallirtem A. Die Arbeit stimmt mit der Zeit der Bracteaten, und ist augenscheinlich aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.“

Im März 1869.

Dr. H. MEYER.

12.

Von dem Chor der Oetenbacher-Kirche

(Taf. II u. III.)

ist schon in zwei Sitzungen des vorigen Jahres ausführlich die Rede gewesen (vgl. Berichte der antiquar. Gesellschaft 1868, § 72 u. f., § 85 u. f.).

Am 5. September wies Dr. Ferd. Keller einen der daselbst eruirten Schalltöpfe vor und knüpfte daran die Mittheilung über ähnliche Einrichtungen in auswärtigen Kirchen, soweit ihm solche in ziemlich grosser Zahl bekannt waren.

Am 25. November hatte sodann der Unterzeichnete die Ehre, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft noch einmal auf diese Kirche zu lenken, indem er ausser den Schalltöpfen auch den baulichen Zustand der Kirche berücksichtigte. Seither ist an ihn die freundliche Aufforderung ergangen, obige Mittheilungen in Form eines Excurses den „Berichten“ beizufügen.

Die Uebersiedlung des Frauenconventes vom Oetenbach in's nahe Zürich muss zwischen dem 8. Juni und dem 25. November 1285 stattgefunden haben. Das neue Kloster erhob sich auf derselben Stelle, wo heute noch die Kirche und der grösstentheils der Strafanstalt zugehörige Gebäudecomplex stehen. Grund und Boden, welche bis zu jener Zeit der Abtei Zürich erbzinspflichtig waren, wurden am 28. Januar 1286 gegen Abtretungen anderweitiger Besitzthümer erworben; neue Rechte kamen 1293 hinzu.¹⁾

Ueber die Geschichte des Klosters sowie über den gegenwärtigen Bestand seiner Baulichkeiten steht ein einlässlicher Bericht durch den Herrn Rechenschreiber A. Nüscheler in seinem Werke „die Gotteshäuser der Schweiz“ zu erwarten. Hier

¹⁾ Ich verdanke diese wie die übrigen historischen Notizen der gütigen Mittheilung des Herrn Rechenschreibers Nüscheler.

sei nur des Chores und seiner Dependenz, der beiden Kapellen auf der Süd- und der Nordseite gedacht.

Ueber die Zeit des Kirchenbaues sind keine speziellen Nachrichten vorhanden; bekannt ist nur, dass am 19. September 1317 der *Hochaltar* eingeweiht wurde, ein Ereigniss, das ohne Zweifel den vollendeten Abschluss des Baues und seiner Ausschmückung bezeichnet, damit steht der Styl, soweit das spärliche Detail überhaupt eine annähernde Bestimmung zulässt, im Einklange.

Langhaus und Chor waren beide einschiffig und mit flacher Holzdecke versehen, ersteres etwas niedriger als der letztere. Das Langhaus, die ehemalige Waisenhauskirche, ist unlängst zum Arbeitssaale für Sträflinge eingerichtet worden. Das Innere und das Aeussere sind total verbaut, so dass man einstweilen vergeblich nach einem Anhaltspunkte für die Reconstruction des ursprünglichen Ganzen sucht.¹⁾ Auch der Chor ist und zwar schon seit 1554 profanen Zwecken übergeben worden. Er hat indessen, abgesehen von der Eintheilung in mehrere Stockwerke (ehedem Kornböden), seine ursprüngliche Gestalt bewahrt. Der Grundriss bildet einen langgestreckten Raum von Mètres 43,17 Länge und Mètres 9,65 Breite, im Osten mit dreiseitigem Polygonabschluss. Auf der Westseite befand sich ein hoher offener Spitzbogen von Mètres 9,35 Spannweite, ähnlich den Triumphbogen der altchristlichen Basiliken; er bildete den Durchgang vom Chor zum Langhause, der Laienkirche. Unter diesem Bogen sowie zu beiden Seiten desselben, im Langhause, werden vor der Reformation drei Altäre erwähnt, der Hochaltar selbst befand sich im Chor.²⁾

Die ganze Haltung des Chores zeugt von einer Dürftigkeit, die hart an die Grenze des Rohen streift. Die Mauern, circa Mètres 1,07 stark, aussen gewiss von jeher ohne Verputz, sind aus sogenannten Bergsteinen erbaut³⁾; sie erheben sich beiläufig Mètres 10,77 hoch vom Erdboden bis zur flachen Holzdecke, die, ehedem etwas tiefer als die gegenwärtige, den ganzen Bau überspannte. Im Innern wie am Aeussern fehlt sozusagen jede Spur einer plastischen Gliederung, die hohen Fenster ausgenommen, welche gleichsam nur zufällig in unregelmässigen Abständen die Mauern durchschneiden. Jede Polygonseite enthält deren eines, vier Paare kommen auf die Langwände, wo indessen die beiden östlichsten Fenster zugemauert wurden, als man später zwei Kapellen hinzufügte. Von den Fenstern, die sämmtliche im Spitzbogen (Mètres 1,75 Dreieckseite) abschliessen, enthielten wenigstens diejenigen des Chorschlusses ein steinernes Maasswerk, wie man aus den Ansätzen einer oberen Rosette (etwa eines Dreipasses) erkennen kann. Die Leibungen sind matt und kraftlos profilirt, inwendig mit einer Schräge, aussen mit einer Hohlkehle. Das Maasswerk selbst zeigt das einfachste Profil welches die Gothik kennt.

¹⁾ Auffallend ist es, dass nur die Nordseite des Langhauses in einer Flucht mit dem Chore liegt, während die Südseite um Mètres 2,68 über dieselbe hervortritt, eine Anordnung, die gewiss die ursprüngliche ist, da beide Mauern dieselbe Stärke haben. Vielleicht handelte es sich darum, hier dem sehr weit gespannten Chorbogen ein stärkeres Widerlager zu geben; allein man fragt sich dann, warum diess auf der Nordseite nicht ebenfalls stattgefunden habe.

²⁾ *Vögeli*, das alte Zürich § 321, berichtet, dass „laut einem alten Manuscripte“ im Ganzen acht Altäre im Kloster bestanden hätten. Herr Rechenschreiber *A. Nüscher* kennt nur deren sieben, von denen sechs in den Urkunden aufgeführt werden.

³⁾ „Bergsteine“, d. h. ein weicher Sandstein von nahe bei Zürich gelegenen Höhen, wahrscheinlich vom Zürichberge gebrochen, wie mir Herr Strafhausdirektor Wegmann mittheilte.

Von anderen Details, welche im Chore erhalten sind, sei hier einiger Nischen nahe beim Chorabschlusse gedacht. Auf der Nordseite, hart neben dem Eingange in die neue Kapelle (wo sich bis vor wenigen Jahren noch ein steinernes Weihwasserbecken befunden haben soll) vertieft sich eine profilirte Spitzbogenblende; ob hier vielleicht ein Piscina war, lässt sich einstweilen nicht ermitteln, weil der jetzige Chorboden, beträchtlich höher als der ursprüngliche, den unteren Theil der Nischen verdeckt. Gegenüber, auf der Südseite, sieht man sodann die bereits von Arter abgebildeten „*Priestersitze*“ (vgl. Sammlung zürcherischer Alterthümer Heft XI zu Ende), eine dreitheilige Nische von Mètres 2,32 Breite, deren mittlere Bogenschenkel (Kielbogen) consolenartig in halber Höhe der Mauerwand absetzen. Unmittelbar daran schliesst sich gegen Westen eine zweite etwas breitere und tiefere Mauernische, sie ist mit einem gedrückten und schwülstig profilirten Kielbogen (fast in der Form des sogenannten Eselrückens) überwölbt und enthält in ihrem Bogenfelde ein reiches spätgothisches Maasswerk, dessen Endungen in kleine Lilien auslaufen. Genau derselbe Schmuck wiederholt sich auf der Aussenseite der Umfassungsmauer, wo diese Nische abermals in der anstossenden Liebfrauenkapelle sichtbar wird. Arter (vgl. dessen schlechte Abbildg. a. a. O.) bezeichnet sie schlechthin als Thüre, allein diese Blende ist unterhalb des Bogenfeldes mit einer regelmässigen Quadermauer, unmittelbar über dem Fussboden aber, wie man diess an der Aussenseite sieht, ballustradenähnlich mit einer Reihe von spitzbogigen Blendarkaden ausgesetzt, eine Vorrichtung, welche ursprünglich ist und somit keineswegs zu einer „Thüre“ passt. Eine solche befindet sich vielmehr unmittelbar nebenan, sie ist in Stichbogen überwölbt, sehr einfach gehalten und führte wirklich aus dem Chore in die anstossende Liebfrauenkapelle (Taf. II, Fig. 1).

Wahrscheinlich ist es dass der Chor mit seinen grossen Wandflächen und der glatten Holzdecke auf eine vorzugsweise malerische Ausstattung angewiesen war, wie denn vor einigen Jahren an den Langwänden die Kolossalgestalten von Aposteln zu sehen waren, und heute noch, hoch zur Linken des Chorbogens, figürliche Reste zu erkennen sind. Ein Schmuck von bunten Glasfenstern möchte wesentlich dazu beigetragen haben das Bild zu einem fröhlichen und farbenlustigen zu machen.

Bei der Dürftigkeit und Armuth, die sich heutzutage in dieser Kirche zu erkennen gibt, ist es einzig noch jene mehrerwähnte Anordnung von hohlen Töpfen (sogen. „*Schalltöpfen*“), welche derselben einiges Interesse, wenigstens den Reiz des Absonderlichen verleiht. Diese Töpfe sind in zwei Reihen, die obern fast unter dem Auflager der ursprünglichen Holzdecke auf der Innenseite der Umfassungsmauern eingesetzt und zwar so, dass ihre Mündungen nicht über die Mauerlinie hervortreten. Diese Anordnung besteht sowohl innerhalb des polygonen Chorabschlusses (wenigstens an beiden Schrägseiten — die horizontale Schlussfronte ist später in ihrer ganzen Breite von einem Fenster durchbrochen worden) als an den beiden Langwänden. Auf der Nordseite ist sie in einer Ausdehnung von beiläufig Mètres 26 zu verfolgen, auf der Südseite setzt sie etwas früher ab, so dass von da an im westlichen Theile des Chores keine Töpfe mehr zu finden sind. Einer derselben ist unlängst herausgebrochen worden und befindet sich nunmehr in der Sammlung der Gesellschaft auf dem Helmhause. Er hat die Form eines leicht bauchigen Kruges ohne Henkel, inwendig und auswendig ist derselbe unglasirt, seine Höhe beträgt inwendig Mètres 0,245, der

grösste Durchmesser 0,255, der Boden 0,210, die Mündung 0,210, das Material ist ein hellgelber gebrannter Thon (Taf. III, Fig. 3).

Ohne Zweifel ist diese Anordnung, wie diess auch anderwärts erwiesen wurde, ein blosser Versuch, der bezweckte, den Schall des Chorgesanges sei es zu verstärken, sei es nachhaltiger zu machen. Sicher ist es auch, dass diese Töpfe erst nachträglich eingemauert wurden (vgl. oben Jahrg. 1868, § 73), als der Bau bereits vollendet stand. Daraus erklärt sich ihre höchst unregelmässige Anordnung, die keineswegs jenem klaren Systeme entspricht, welches Vögelin (Das alte Zürich, S. 321) mittheilt; vielmehr streift die obere Reihe bald fast unter die Decke, bald sinkt sie wieder nahezu um einen Fuss tiefer; ebenso verhält es sich mit der unteren Reihe, wo man vergebens jene schachbrettartige Symmetrie mit den oberen Töpfen sucht. Alle diese Gefässe wurden eben da eingemauert, wo der Meissel zufälligerweise auf ein weiches Gestein traf, oder wo grosse Blöcke mühelos und unbeschadet des Verbandes entfernt werden konnten. So zeigt denn auch der Augenschein, dass manche dieser Gefässe bei einer so gewaltsamen Manipulation schon unter den Händen der damit betrauten Arbeiter zerbrachen.

Wie der grösste Theil der Wandflächen, so war auch der den Töpfen zunächst befindliche Raum mit Malereien geschmückt und zwar unterscheidet man hier zweierlei Farbschichten, Ornamente zweier verschiedener Epochen. Beide Male versuchte man es, die Töpfe selbst decorativ zu verrathen, indem man diese, soweit es überhaupt die höchst regellose Anordnung gestattete, zum Mittelpunkte des umgebenden Ornamentes wählte. Die älteren Malereien, welche Herr Dr. F. Keller sowohl an der nördlichen Langwand, sowie hauptsächlich an der nordöstlichen Polygonseite des Chorabschlusses aufgedeckt hat, bestehen zunächst aus einem ziemlich breiten Ornamentbande, welches sich statt eines Kranzgesimses unmittelbar unter der ursprünglichen Holzdecke heranzog. Der Schmuck derselben bildet, weiss auf schwarz, ein wellenförmiges Blattgewinde, darunter ein schmales Ornament, Mauerzinnen ähnlich, von denselben Farben, dazwischen hin und wieder Vögel, als Gänse etc. Der Styl des Blattwerks ist der gothische des XIV. Jahrhunderts. Ohne Zweifel sollte sich diese Ornamentik ununterbrochen um den ganzen Chor herum fortsetzen, allein diess war der Töpfe wegen unmöglich, da diese bald so hoch lagen, dass sie ganz oder theilweise in das Ornamentband hineingriffen, oder, tiefer angebracht, einer besonderen Umrahmung bedurften. In diesem letztern Falle half man sich damit, dass man die offene Mündung mit einem Stern umzeichnete und die einzelnen Spitzen oder Zacken mit bunten Farben, blau, roth etc., bemalte (Taf. III, Fig. I). Im XV. Jahrhundert, wahrscheinlicher noch im Anfange des XVI., also kurz bevor die Reformation dem Kloster ein Ende machte, scheint die Kirche, theilweise wenigstens, zum zweiten Male ausgemalt worden zu sein. An die Stelle des älteren Blattfrieses trat jetzt ein breites Band, bestehend aus zwei Linien, zwischen welchen abermals schwarz auf weiss einfache Kugeln oder Dupfen gemalt wurden. Dieses Band herrschte nicht nur unter der Decke, sondern umzog als ein fortlaufender Saum die sämmtlichen Oeffnungen und Kanten der Wandflächen, sowohl die Mündungen der Töpfe als namentlich die hohen Spitzbogenfenster in ihrer ganzen Ausdehnung (wie man diess in den unteren Theilen eines Fensters an der Südseite gewahren kann). Ein styllos verschnörkeltes Blattwerk, ganz in dem kalligraphischen Style, der seit dem Ende des XV. Jahr-

hunderts beliebt geworden war, scheint die Spitzbogen der Fenster begleitet und sich von hier aus über die Wandflächen verbreitet zu haben (Taf. III, Fig. 2).

So viel von der Kirche selbst. Es bleibt noch übrig, einige Notizen über deren Anbauten zu geben. Zu beiden Seiten des Chores, unmittelbar vor dem Polygonabschlusse, befand sich eine rechteckige Kapelle; auf der Nordseite die „neue“, gegenüber die alte oder U. Liebfrauenkapelle. Als Stifter der Letzteren bezeichnete Vögelin (Das alte Zürich, S. 128) einen Grafen Werner von Homburg, worunter um so wahrscheinlicher der 1320 verstorbene Vater ¹⁾ gemeint ist, als die Kapelle bereits vor dem Jahre 1310 bestanden zu haben scheint. ²⁾ Dieses kleine Heiligthum, welches nachträglich in ein Salpetermagazin verwandelt wurde, ist im November vorigen Jahres gänzlich abgetragen worden. Seine Grösse und die Stellung zum Chore stimmte mit der gegenüberliegenden „neuen Kapelle“ überein. Der Grundriss bildete ein Rechteck, bestehend aus zwei quadratischen Jochen. Eine winzige unregelmässige Vorhalle, höchst roh aus sogenannten Kugelsteinen gemauert, bildete ehemals den äusseren Zugang von Westen her, wurde aber schon früher entfernt. — Die Kapelle selbst war Métres 4,75 (im Lichten) breit, ihre Länge betrug das Doppelte. Die Höhe der Gewölbe schätzte Vögelin (a. a. O. Anmerk. 399) auf beiläufig 24 Fuss. Strebepfeiler an den Ecken und in der Mitte der südlichen Langwand, alle drei von einfachster Form mit doppelter Abdachung versehen, stützten die Gewölbe des Inneren. Letztere ruhten auf schlichten prismatischen Consolen, welche in halber Höhe der Wand die Rippen aufnahmen; figürlicher Schmuck fand sich nur an den beiden Schlusssteinen, von denen der eine das Brustbild Christi, der andere dasjenige der gekrönten Maria enthielt; beide Köpfe mit handwerklicher Roheit ausgehauen ³⁾ (Taf. II, Fig. 2, 3 u. 4). Die nicht sehr hohen Fenster (zwei auf der Südseite, je in der Mitte eines Schildbogens, der dritte auf der Ostseite) waren im Spitzbogen überwölbt, durch einen mittleren Pfosten getheilt und enthielten ein einfaches Maasswerk in Form eines Dreipasses, der auf zwei Kielbogen ruhte (Taf. II, Fig. 5). Der Durchschnitt des Maasswerkes zeigte, wie auch die Gewölberippen (Taf. II, Fig. 6), das gewöhnliche Hohlkehlenprofil der spätgothischen Zeit. Jener reich geschmückten Nische ist bereits gedacht worden, ebenso des kleinen Einganges, der neben derselben in den Chor der Kirche führte. Erstere starrt als ein Theil der Chormauer noch heute aus dem umgebenden Gerölle hervor. — Von malerischem Schmuck, der in dieser Kapelle überhaupt sehr spärlich angewendet gewesen zu sein scheint, sind nur einige Medaillons erhalten, welche auf buntem Grunde ein Kreuz mit einer darauf liegenden segnenden Hand zeigen; es sind auf die Weihe bezügliche Zeichen (signa consecrationis). (Taf. II, Fig. 7.) Völlig ausgemalt war dagegen die

¹⁾ Vgl. oben 1868, S. 86.

²⁾ Laut einem undatirten Reversbriefe der Priorin und Convent am Oetenbach für eine Vergabung des ehrwürdigen Herrn Graf Krafts von Toggenburg zu Gunsten der Klosterfrauen Elisabeth und Susanna von Spitzenberg, seiner Schwester Töchtern, sollen nach ihrem Tode 3 Mütt Kernen zu einem ewigen Licht in *Unser Frauen Kapelle* gegeben werden. Diese Klosterfrauen werden zum ersten Male in einer Urkunde vom Jahr 1325 erwähnt. Da jedoch Graf Kraft von Toggenburg in dem Reversbriefe noch nicht Propst genannt wird, so dürfte dieses Schriftstück in die Zeit vor seiner Erhebung zur Propstwürde, somit vor 1310 zu setzen sein.

A. NÜSCHELER.

³⁾ Beide Schlusssteine werden gegenwärtig im Hofe der Strafanstalt aufbewahrt, ebenso das Maasswerk eines Fensters. Es wäre wünschenswerth, dieselben an einem zugänglicheren Orte aufzustellen.

gegenüberliegende „*neue Kapelle*“ an der Nordseite des Chores. Während Vögelin (a. a. O. S. 323) nur berichtet, dieselbe hätte vor dem Jahre 1462 bestanden, verdanke ich Herrn Rechenschreiber A. Nüscher die gütige Mittheilung, dass bereits im Jahre 1389 eines hier bestehenden Bildes gedacht wird. Leider hat diese Kapelle schon seit Langem ihre Gewölbe eingebüsst, da sie 1769 zur Korndarre eingerichtet worden war. Eine pietätvollere Gesinnung hat wenigstens die beiden Schlusssteine geschützt, welche, ohne Zweifel bei jenem Anlasse, am Aeusseren über dem Eingange der Westseite eingemauert wurden; der eine das Lamm Gottes mit der Kreuzfahne, der andere den segnenden Heiland in Relief darstellend, sind bei Arter (a. a. O.) abgebildet. Die Dimensionen (Mètres 5,80 Breite, die beiden Gewölbejoche von Ost nach West Mètres 3,90 lang) sowie die sämtlichen Details als Gewölberippen etc. sind ziemlich genau dieselben wie in der Liebfrauenkapelle. Leider sind auch von den Malereien, welche beinahe sämtliche Wandflächen schmückten, nur wenige Reste erhalten geblieben. Der ziemlich rohe Styl ergibt sich aus beifolgenden Copien, welche nach den im Jahre 1862 gemachten Pausen ausgeführt sind. Die Figuren, die sich nur noch an der Süd- und Westseite erkennen lassen, sind in mehrere Reihen übereinander geordnet; dort (an der Südseite) waren es unten etwa, 1 Mètre über dem Fussboden, kleine Apostelgestalten (Mètres 0,20 hoch). Man erkannte S. Petrus, S. Paulus, Joh. Ev., Jacobus (mit einer Muschel), Andreas (mit dem Kreuze), Jeder mit seinem Attribute in der Rechten, während die Linke ein geschlossenes Buch hielt. Die Figuren waren in ziemlich weiten Abständen angebracht, der Grund bald blau, grau, oder roth von einer gelben Säulenstellung umrahmt, dazwischen befand sich jedesmal innerhalb eines Medaillons ein weisses Kreuz auf rothem Grunde. Ihrem Style nach sind es offenbar Arbeiten aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts (Taf. II, Fig. 8). — Darüber an dem südöstlichen Schildbogen ist noch die grosse Gestalt der h. Georgs zu erkennen, der zu Ross mit eingelegter Lanze dem Drachen entgegenstürmt. Spuren des Costüms, die geschweifte Form des Schildes lassen ebenfalls auf das XV. Jahrhundert schliessen. ¹⁾

Hiemit sei unser Referat zu Ende, möge dasselbe dazu dienen, dem althehrwürdigen Bau noch einige Blicke der Aufmerksamkeit zu erwerben, bevor diess wie so Manches in Bälde dem Sturme der Neuerungssucht erliegt!

R. RAHN.

13.

Schalltöpfe.

Einen Beweis, dass nicht nur die Chöre grosser Stadt- und Klosterkirchen, sondern auch solche kleiner Dorfkirchen mit Schalltöpfen versehen waren, liefert nachstehender Bericht.

Als im Januar 1863 der Abbruch der alten Kirche zu Rein bei Brugg (Aargau) stattfand, kam in der Mauer auf der linken Seite des Chorbogens ein Topf zum Vorschein, der von dem Baumeister der neuen Kirche aufbewahrt wird und folgende

¹⁾ Spuren von Wandmalereien finden sich auch am Aeussern des Chores, wo längs der Nordseite vielleicht ein gedeckter Gang von dem sogenannten Gruftkeller nach der neuen Kapelle geführt haben mag. Man erkennt hier noch deutlich die Figur des Gekreuzigten.

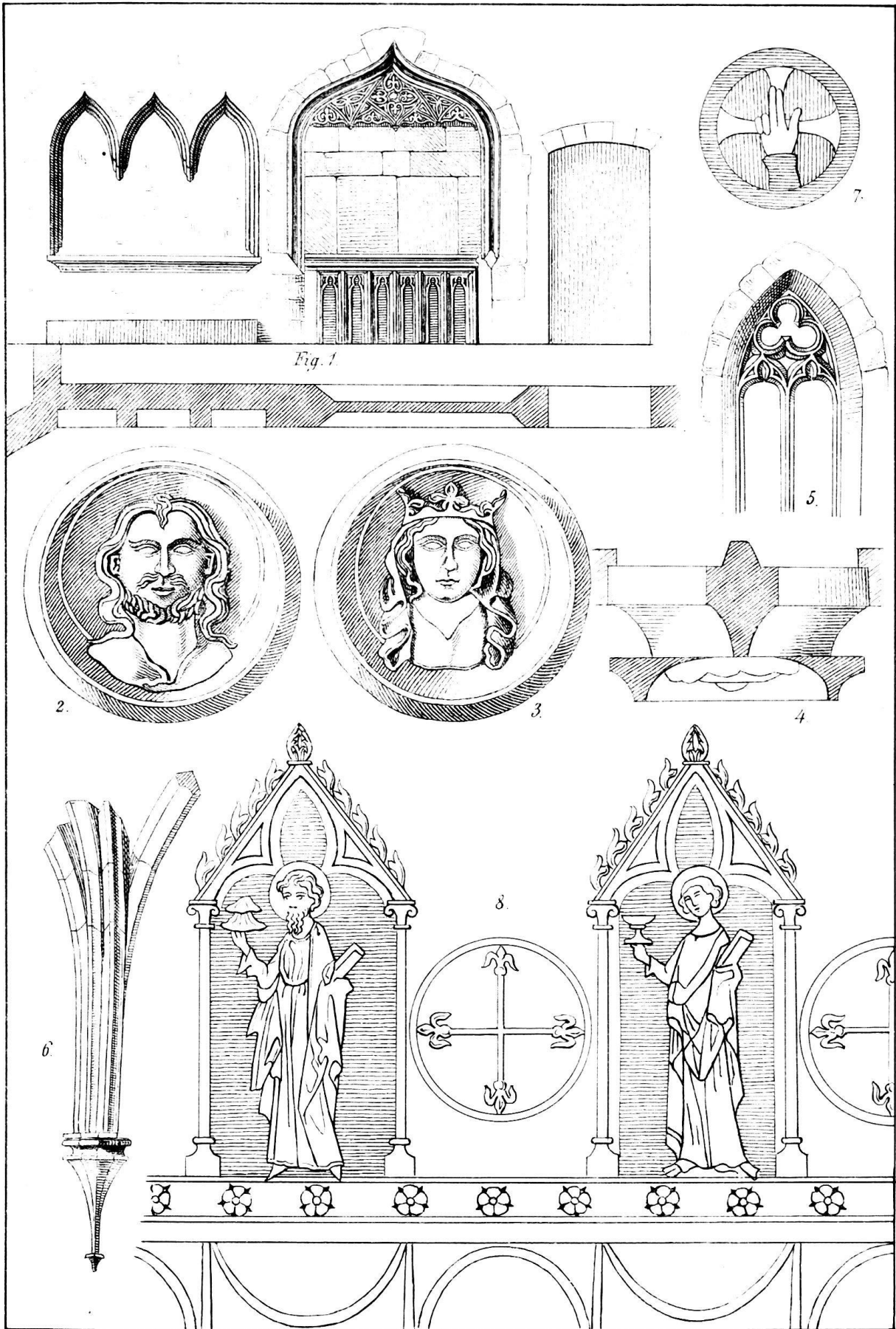


Fig. 1



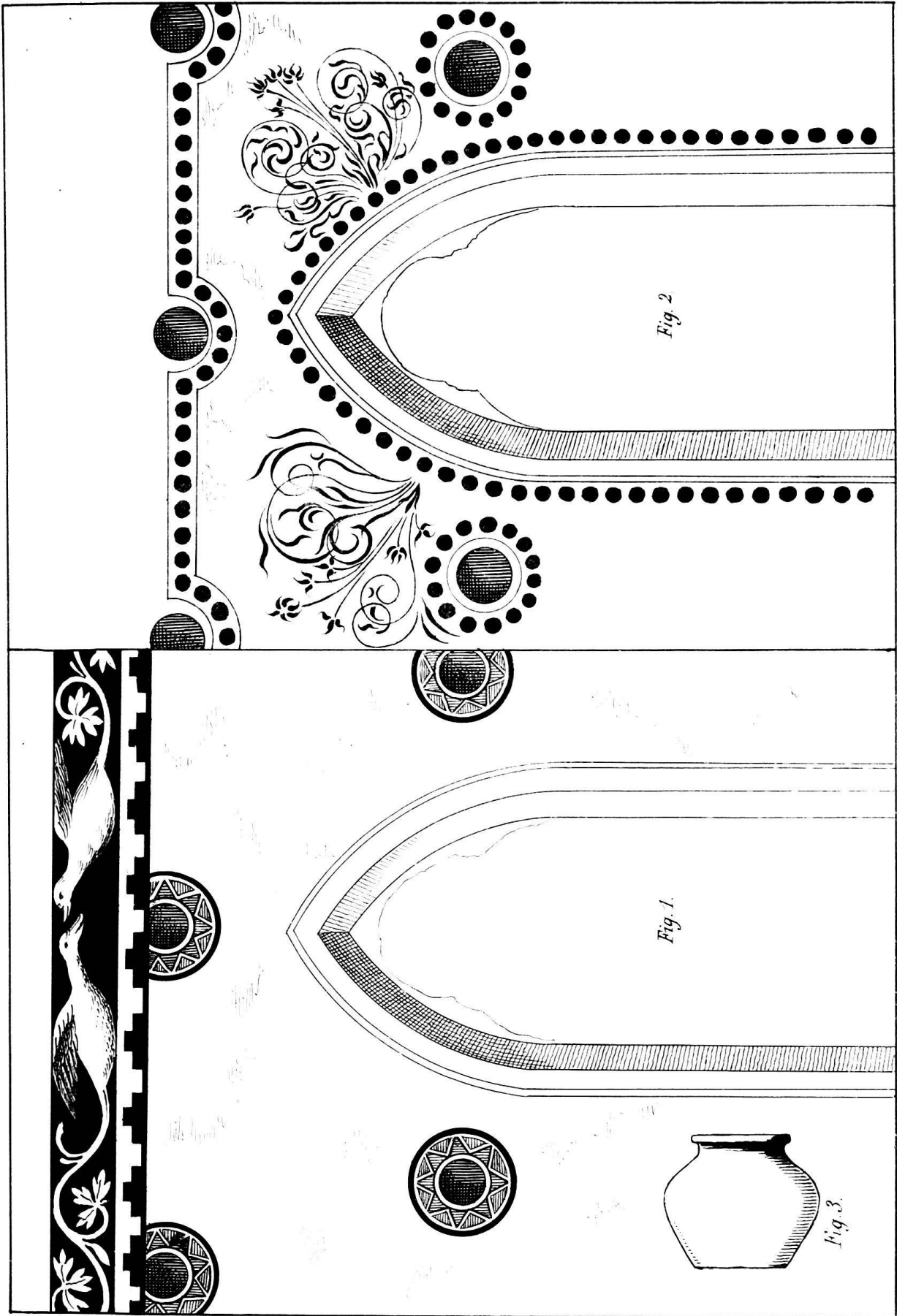


Fig. 2

Fig. 1.

Fig. 3.

